

Zwischen Singularität und Allgemeingültigkeit: Typenbildung als qualitative Strategie der Verallgemeinerung

Kuckartz, Udo

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kuckartz, U. (2006). Zwischen Singularität und Allgemeingültigkeit: Typenbildung als qualitative Strategie der Verallgemeinerung. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 4047-4056). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-142318>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Zwischen Singularität und Allgemeingültigkeit: Typenbildung als qualitative Strategie der Verallgemeinerung

Udo Kuckartz

1. Verallgemeinerungsstrategien

In der empirischen Forschung sind mindestens drei Arten von Verallgemeinerungsstrategien anzutreffen:

- erstens die Strategie von Zufallsstichprobe und späteren inferenzstatistischen Berechnungen,
- zweitens die Grundannahme relativ homogener Forschungsobjekte, die auch das Arbeiten mit relativ kleinen Kollektiven erlaubt,
- drittens die Strategie, die Probanden als Informanten über die Grundgesamtheit zu betrachten. Unter der Annahme, menschliches Verhalten sei durch gesellschaftliche Normen gesteuert und durch Regeln geleitet, kann man versuchen, solche Normen und Regeln bei den Probanden aufzufinden.

Die dritte Strategie, obwohl durchaus Erfolg versprechend, wird nur selten in der empirischen Forschung benutzt. Die zweite Strategie findet man prototypisch in der medizinischen Forschung, wo stillschweigend vorausgesetzt wird, dass alle Menschen physiologisch mehr oder weniger gleich ausgestattet sind. Dass beispielsweise Kaffee den Blutdruck steigert, lässt sich bei dieser Grundannahme bereits mit einer relativ kleinen Stichprobe belegen. Da bedarf es keiner Stichprobe von mehreren 1.000 Personen, die repräsentativ für ein ganzes Land ist.

Die erste Strategie stellt den Königsweg der Verallgemeinerung in der klassischen quantitativen Forschung dar. Zunächst wird für die Datenerhebung eine Zufallsstichprobe gezogen. Die spätere schließende Statistik erlaubt Rückschlüsse auf die Grundgesamtheit und gibt für alle Parameter und Koeffizienten Irrtumswahrscheinlichkeiten an. Hierbei werden allerdings einige Implikationen akzeptiert, die für menschliche Gesellschaften nicht zutreffen, zum Beispiel schließt die prinzipielle Annahme der Wiederholbarkeit des Forschungsarrangements die Lernfähigkeit von Menschen aus. Zudem werden solche empirischen Tatbestände übersehen, die dem Modell der Zufallsstichprobe entgegen arbeiten: Zu nennen wären etwa die zunehmend geringere Teilnahmebereitschaft von Personen, die entsprechend gerin-

geren Ausschöpfungsquoten und die systematischen Schwierigkeiten, bestimmte Menschen und Personengruppen zu erreichen.

Fragen der Geltungsbegründung und der Verallgemeinerung stellen eine Herausforderung für die qualitative Forschung dar. Anders als die quantitative Forschung, die mit dem Kunstgriff der Zufallsstichprobe eine Verallgemeinerungsstrategie besitzt, und die Legitimität durch Verfahren zu schaffen in der Lage ist, verfügt die qualitative Forschung nicht über eine solche Generalformel. Verallgemeinerung über eine repräsentative Fallauswahl zu erzielen, ist der qualitativen Forschung weitgehend verwehrt, denn zum einen sind repräsentative Stichproben wegen der großen Fallzahl schwerlich zu realisieren, zum anderen widerspricht eine solche Samplingstrategie auch einer theoretisch ausgerichteten Fallauswahl, wie sie vielen qualitativen Ansätze, etwa der »Grounded Theory«, zueigen ist. Trotz der meist sehr aufwändigen Analyseformen qualitativer Forschung und gerade wegen des holistischen Ansatzes steht der Vorwurf der Singularität im Raum. Wie lässt sich nun Verallgemeinerung in der qualitativen Forschung erreichen? Dieser Beitrag versucht darzulegen, dass Typenbildung eine Strategie sein kann, um die zunächst sinnvolle Einzelfallorientierung qualitativer Analyse zu überwinden. Es geht also in diesem Beitrag nicht um Fragen der Kombination oder Integration von qualitativen und quantitativen Methoden, sondern um die Frage von Verallgemeinerungsstrategien innerhalb der qualitativen Methodik.

Im folgenden zweiten Kapitel wird dargelegt, dass das Klassifizieren von Phänomenen und Prozesse der Typenbildung integrale (teilweise unbewusste) Bestandteile qualitativer Analyse sind und kein *Addon*, keinen Import eines im Kern anderen Methodeninventars, darstellen. Die Typenbildung als Verallgemeinerungsstrategie ist, so gesehen, eine quasi »natürliche« Strategie der Mustererkennung und Verallgemeinerung, die von Individuen auch im Rahmen des Alltagslebens praktiziert wird.

Typenbildung als wissenschaftliches Verfahren bedarf aber gegenüber der Alltagstechnik eines größeren Maßes an methodischer Kontrolliertheit. Diese Forderung läuft letzten Endes auf die Formulierung von Qualitätskriterien für Typenbildung hinaus. Auf dem Weg zu diesem Fernziel scheint es mir in einem ersten Schritt sinnvoll zu sein, Prozesse der Typenbildung genauer unter die Lupe zu nehmen und zwischen verschiedenen Methoden von Typenbildung zu differenzieren. Dies geschieht im dritten Kapitel dieses Beitrags.

Im abschließenden vierten Kapitel werden hieraus erste Schlussfolgerungen im Hinblick auf die Formulierung von Gütekriterien für Typenbildung im Rahmen qualitativer Forschung gezogen. Die Argumentation basiert auf eigenen Erfahrungen in der sozialwissenschaftlichen Drittmittelforschung, und zwar mit qualitativen Projekten, die sich unter anderem durch folgende Merkmale auszeichnen:

- inhaltlich relativ klare Fragestellung und Vorüberlegungen zu Projektbeginn
- relativ große Anzahl von Probanden (in der Regel mehr als 20)
- externe forschungsfördernde oder unterstützende Instanz, zum Beispiel einen Drittmittelgeber, Auftraggeber o.Ä.
- Zwang, die Gültigkeit der Ergebnisse über die in die Forschung einbezogenen Personen (Institutionen, Settings, etc.) hinaus zu belegen

2. Typenbildung als »natürliche« Strategie der Verallgemeinerung

Vor allem Alfred Schütz, der das Alltagswissen und das Alltagsbewusstsein einer eingehenden Analyse unterzog, hat auf das typisierende Element in unserem Alltagsdenken hingewiesen. Ihm zufolge ist »das Alltagswissen des einzelnen von der Welt ein System von Konstruktionen ihrer typischen Aspekte« (Schütz 1972, Bd. 1: 8). Das gesamte Erfahrungswissen ist in Form von typischer Erfahrung organisiert, die Umwelt wird nicht »als eine Anordnung diskreter, einmaliger Gegenstände, die in Raum und Zeit verteilt sind, erfahren, sondern als »Berge«, »Bäume«, »Tier«, »Mittmenschen« (ebd.: 8f.). Die Vermittlung von Alltagswissen durch Lehrer, Eltern, Freunde etc. im Verlauf des Sozialisationsprozesses umfasst nicht nur Definitionen der Umwelt, sondern auch *Konstruktionen intersubjektiver gedanklicher Gegenstände*. »Diese Konstruktionen umfassen die Lebensweise, umfassen Methoden, in der Umwelt zu Recht zu kommen, also brauchbare Anleitungen zur Benutzung typischer Mittel, um typische Ziele in typischen Situationen zu erreichen.« (ebd.: 15)

Nach Schütz setzt sich unser gesamter Wissensvorrat aus Typisierungen zusammen. Zur anthropologischen Grundausstattung gehört es, jeden Gegenstand, den wir wahrnehmen, als ein Exemplar einer Typenklasse zu erfassen. Da sich in diesem Punkt das Denken eines Wissenschaftlers nicht von dem eines »normalen« Akteurs in der Gesellschaft unterscheidet, muss davon ausgegangen werden, dass auch der qualitative Forscher ständig klassifiziert und typisiert, ohne dass dies jederzeit bewusst sein muss, im Gegenteil, es handelt sich um Strukturierungsschemata, deren Vorhandensein notwendig ist, um sich überhaupt in der sozialen Welt bewegen zu können. Ein guter Beleg für das Vorhandensein solcher natürlichen Typisierungsstrategien sind die in nahezu jedem qualitativen Forschungsbericht und Forschungsarbeiten anzutreffenden Formulierungen, die genau dies zum Ausdruck bringen, nämlich das Typische an einem Fall oder einer Situation, das Klassifizieren eines einzelnen Falls als einen »Fall von« sowie die vielen quasistatistischen Begriffe und Argumentationen.

3. Verschiedene Formen wissenschaftlicher Typenbildung

Der Typusbegriff spielt in der Geschichte der empirischen Sozialforschung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Zu nennen sind etwa die Arbeiten Max Webers, Talcott Parsons (»pattern variables«), Paul Lazarsfelds und Robert Mertons. Im Bereich der quantitativen Forschung wurde Typenbildung lange Zeit gleichgesetzt mit der Clusteranalyse, einem nicht-parametrischen statistischen Verfahren, das aber von der Dominanz des linearen Modells lange Zeit an den Rand gedrängt wurde und gelegentlich von den Vertretern des linearen Modells eher abschätzig als die »Faktorenanalyse des kleinen Mannes« bezeichnet wird. Ein Revival hat die Typenbildung seit den späten 1980er Jahren nicht nur im Zuge der Lebensstilforschung in der quantitativen Forschung erlebt, sondern auch in der qualitativen Forschung. Typologien werden nicht nur für Zwecke der Deskription, sondern auch für theoretische bzw. heuristische Zwecke eingesetzt (vgl. Kluge 1999; Kuckartz 2001).

Betrachtet man die Verwendung des Typusbegriffs sowie die in der Forschungspraxis vorgenommenen Typenbildungen, stellt man sehr unterschiedliche Konstruktionsweisen von Typologien fest. Auch die anzutreffenden Bezeichnungen sind sehr vielfältig: Die Rede ist etwa von Realtypen, Durchschnittstypen, Extremtypen, Prototypen, reinen Typen, Strukturtypen sowie von daran angelehnten Begriffen wie Muster, Orientierungsmuster etc. Die Differenzen zwischen diesen Begriffen und ihren Verwendungsweisen sollen hier nicht weiter thematisiert werden. Im Weiteren werden die verschiedenen Varianten der Bildung von Typen fokussiert. Für alle Arten von Typenbildung gilt aber eine gemeinsame holistische Orientierung am Fall. Im Gegensatz zur variablenorientierten klassischen Vorgehensweise lässt sich hier von Fallorientierung sprechen, und zwar gleichgültig, ob die Typenbildung nun im Rahmen von qualitativer oder quantitativer Forschung stattfindet.

3.1 Der Idealtypus im Sinne Max Webers

Die Bildung von »Typen-Begriffen« ist neben der Suche nach generellen Regeln des Ablaufs sozialen Geschehens zentral für Max Webers verstehende Soziologie. Ausgehend vom empirischen Material werden die Phänomene der Sozialwelt in theoretischen, und zwar sinnadäquaten Begriffen gefasst. Das Ziel ist vollständige Sinnadäquanz, wozu »reine« Typen (Idealtypen) entworfen werden.

»Er (der Idealtypus, U.K.) wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbilde.« (Weber 1973: 191)

Die Idealtypen werden aus »einzelnen, der geschichtlichen Wirklichkeit zu entnehmenden Bestandteilen allmählich komponiert« (Weber 1968: 68). Ihre Konstruktion steht nicht am Anfang, sondern am Ende des Forschungsprozesses. Ziel bleibt die Beschreibung der empirischen Wirklichkeit, die Bildung von Idealtypen hat dabei nur den Zweck, einen Vergleichsmaßstab zu gewinnen, um die empirische Wirklichkeit so »mit möglichst eindeutigen verständlichen Begriffen beschreiben und kausal zurechnend verstehen und erklären zu können« (Weber 1973: 535). Idealtypen sind also Konstruktionen theoretischer Art, die das Empirische eher illustrativ benutzen. Sie leisten vor allem einen terminologischen und klassifikatorischen Dienst.

3.2 Monothetische oder künstliche Typen (theoriegeleitete Typologien)

Für monothetische Typen ist charakteristisch, dass sie auf der Basis von Merkmalen konstruiert werden. Dies gilt im Grunde auch für den Weber'schen Idealtyp, wenngleich nicht in dieser eindeutigen, formalisierten Form. Basis für die Typenbildung ist die Definition eines »Merkmalsraums« (»property space« bzw. »attribute space«). Typologien beruhen nicht auf einem einzigen, sondern auf mehreren, mindestens auf zwei Merkmalen. Diese Merkmale konstituieren einen n-dimensionalen Merkmalsraum. Carl Gustav Hempel und Paul Oppenheim, auf die der Begriff »Merkmalsraum«¹ zurückgeht, zogen den Vergleich zur Physik, die die räumliche Lage von Punkten mittels abstufbarer Koordinatenbegriffe bestimmt.

»Auf diese Weise wird das Individuum nicht einfach klassifizierend in einen Typus eingeordnet, sondern es erhält (...) einen Ort im typologischen Merkmalraum individuell zugewiesen. (...) So bestimmt also jede typologische Theorie einen besonderen Merkmalraum, und die Typbegriffe ordnender Form haben, (...) eine ähnliche Funktion wie der Begriff »Ort (eines Massepunkts)« in der Physik: sie dienen zur Charakterisierung der Lage eines Individuums im Merkmalraum der betreffenden typologischen Theorie.« (Hempel/Oppenheim 1936: 67)

In einer monothetischen Typologie besitzen alle Elemente eines Typs identische Merkmale, oder anders formuliert, um einem bestimmten Typ anzugehören, ist es notwendig, alle Merkmale des Typs zu besitzen. Diese Art der Typenbildung wird häufig am »grünen Tisch« vorgenommen und auch als »künstliche Typologie« bezeichnet. Ein einfaches Beispiel für das Konstruktionsprinzip stellt eine Vierfelder-tafel dar, in der zwei Merkmale mit dichotomen Ausprägungen zur Bildung von vier

1 Bei Hempel und Oppenheim (1936), wie auch in der seinerzeitigen Physik, ist immer von »Merkmalsraum« die Rede und nicht wie heute meistens vom »Merkmalsraum«. Hier wird im Weiteren der heute häufiger benutzte Begriff »Merkmalsraum« verwendet, es sei denn Hempel und Oppenheim werden zitiert.

Typen führen. Die Typologie wird vorab, das heißt ohne Kenntnis empirischer Daten entworfen. Es mag, insbesondere bei Merkmalen mit mehr als zwei Ausprägungen, sogar vorkommen, dass eine Tabellenzelle leer bleibt, es also diesen Typ in der untersuchten Realität überhaupt nicht gibt.

Eine solche Form der Typenbildung findet man beispielsweise in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung bei Peter Preisendörfer (1999), der die dichotomisierten Skalen »Umweltbewusstsein« und »Umweltverhalten« auf diese Weise zu vier Umwelttypen folgendermaßen zusammenfasst:

		Umweltverhalten	
		<i>umweltgerecht</i>	<i>nicht umweltgerecht</i>
Umweltbewusstsein	<i>hoch</i>	konsequente Umweltschützer	Umweltrhetoriker
	<i>niedrig</i>	Einstellungsungebundene Umweltschützer	Umweltignoranten

Typologien dieser Art lassen sich gut kommunizieren und bleiben im Gedächtnis haften. Sie sind vor allem gegenüber Auftraggebern sehr gut darstellbar, anders als etwa Kausalmodelle, deren Parameter und Richtungen auch bei aufmerksamen Zuhörern nach kurzer Zeit verblasen und schnell vergessen werden.

3.3 Polythetische oder natürliche Typen (empiriegeleitete Typologien)

Während Typologien des zweiten Typs gänzlich theoretisch, ohne Vorliegen empirischer Daten konstruiert werden können, werden die so genannten natürlichen Typologien induktiv aus den empirischen Daten gebildet. Im Kern geht es darum, eine gegebene Anzahl von Individuen so in Typen zu gruppieren, dass die Typen intern möglichst homogen, das heißt ihre Mitglieder sich möglichst ähnlich sind, und extern möglichst heterogen sind, das heißt die Typen sollen sich untereinander möglichst stark unterscheiden. Auch polythetische Typen folgen dem Konzept des Merkmalsraums, das heißt vorab sind die Merkmale zu bestimmen, auf deren Basis die Typenbildung erfolgt.

Polythetische Typen sind keine reinen Typen in dem Sinne, dass alle zu einem Typ gehörenden Personen die exakt gleichen Merkmale aufweisen. Sie weisen in der Regel Varianz auf, das heißt die Zuordnung von Personen zu Typen erfolgt nur mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit, das heißt manche Personen stimmen mehr, manche weniger mit dem Muster des Typs überein. Polythetische Typen sind etwa die Haltungstypen der berühmten Marienthal-Studie aus den 1930er Jahren. In

dieser Studie waren die Reaktionsmuster und Verarbeitungsstrategien des Problems Arbeitslosigkeit mit einer Typologie erfasst, wobei vier Gruppen unterschieden wurden: die Ungebrochenen 23 Prozent, die Resignierten 69 Prozent, die Verzweifelten 8 Prozent und die Apathischen 8 Prozent. Es ist plausibel, dass sich unter den Resignierten auch solche Personen befinden, die dem Typ der Apathischen bereits recht nahe stehen.

3.4 Gestalttypen

Sowohl die monothetische wie die polythetische Typenbildung folgen dem Prinzip des Merkmalsraums. Auch für den Idealtyp gilt dies im Prinzip, doch handelt es sich hier nicht um Merkmale mit einem anderen Empiriebezug, denn sie werden nicht zu Beginn der Typenbildung bestimmt, sondern sind erst Resultat des Typenbildungsprozesses.

Daneben existiert noch eine andere, in der Methodendiskussion wenig beachtete Form der Typenbildung und Mustererkennung, die im Folgenden als *Gestalttypen* bezeichnet werden. Hier haben wir es mit anderen Formen figuraler Zusammenhänge zu tun. Auch die Gestalttypen basieren auf der Annahme menschlicher Grundeigenschaften, die in der Gestaltpsychologie formuliert werden. Menschen gelten dieser als offene Systeme, die ihre Wahrnehmung von Umwelt in Mustern organisieren. Bekannte Beispiele entstammen dem Bereich der optischen Wahrnehmungen. So werden unvollständige Kreise als geschlossene wahrgenommen oder eine Ansammlung von Punkten als Form.

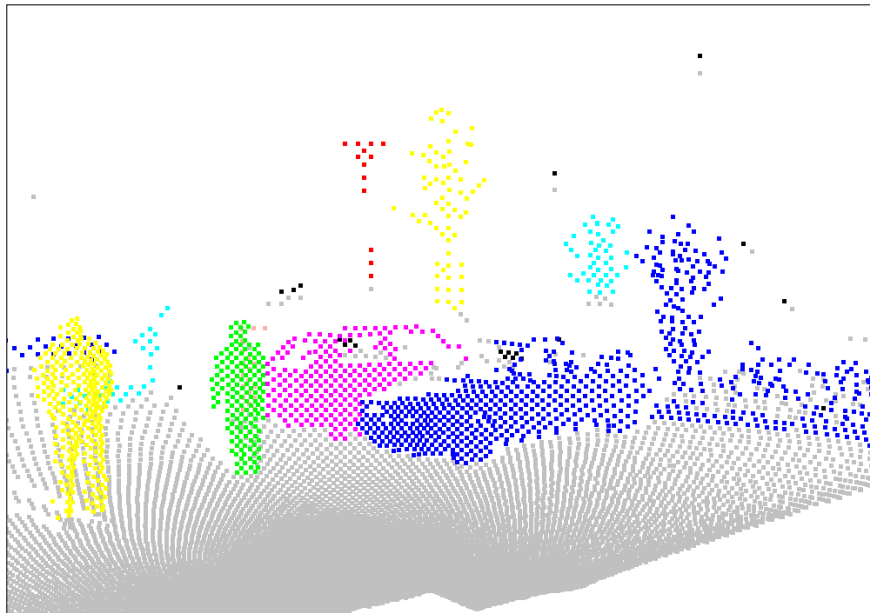


Abbildung 1: Wahrnehmung von Figur und Grund

Obwohl die obige Abbildung nur aus Punkten besteht, sehen wir deutlich Autos und Menschen. Die Gestaltpsychologie interessiert sich vor allem für Gesetze der Wahrnehmung: Warum sehen wir das Eine als Vordergrund und das Andere als Hintergrund? Wie entsteht der Eindruck einer Form? Wie und warum sehen wir Zusammenhänge zwischen Dingen?

Gestalttypen lassen es als plausibel erscheinen, dass bei Vorliegen des gleichen empirischen Materials, je nach Zuordnung von Figur und Grund, verschiedene Muster wahrgenommen werden. Diese, den Beobachter einbeziehende Sichtweise von Typenbildung, ist den auf das Konzept des Merkmalsraums basierenden Typenkonstruktionen fremd. Dort besteht eine deutliche Differenz zwischen Beobachter (gleich Forscher) und Gegenstand.

In Bezug auf die Gestalttypen ist derzeit noch nicht recht absehbar, wie sie für die wissenschaftliche Typenbildung genutzt werden können. Sie sollten hier aber Erwähnung finden, um dem Missverständnis vorzubeugen, dass alle Arten von Typenbildung immer auf der Grundvorstellung des Merkmalsraums beruhen.

4. Zur Frage der Qualität von Typenbildung

Welche Konsequenzen lassen sich aus dem Gesagten für die Bildung von Typen im Rahmen qualitativer Forschung ziehen? Als Erstes scheint es sinnvoll, auf die Differenz von Typenbildung im Alltagsleben und wissenschaftlicher Typenbildung hinzuweisen. Wenn also in Methodenlehrbüchern davon die Rede ist, dass qualitative Analyse typenbildend vorgehe, so wird man wohl darauf beharren müssen, dass es sich hierbei um die wissenschaftliche Variante handelt – und für diese sind eine Regelgeleitetheit des Vorgehens und methodische Kontrolle zu reklamieren. In diesem Sinne lässt sich dann von guter und schlechter Typenbildung im Rahmen qualitativer Forschung reden.

Woran lässt sich nun Qualität festmachen? Wie lässt sich gute Typenbildung erreichen und welche Qualitätskriterien lassen sich benennen? Es scheint nahe liegend, sich an der allgemeinen Qualitätsdiskussion zu orientieren (vgl. Seale 1999; Grunenberg 2001; Flick 2002: 380ff.), das heißt die Typenbildung ist als methodisch kontrolliertes und reflektiertes Verfahren zu konzipieren. Dabei ist eine Orientierung an den Prinzipien eines *Total Quality Managements* empfehlenswert. Dies bedeutet zuvorderst, dass die Forschenden alle einzelnen Schritte der Typenbildung reflektieren und dokumentieren sollen. Es sind also folgende Punkte darzulegen:

- Nach welchen Prinzipien erfolgt die Typenbildung, handelt es sich um Idealtypen oder um Realtypen?
- Welcher Art sind die Typen, die gebildet werden (natürliche Typen, künstliche Typen, monothetische, polythetische Typen, Gestalttypen etc.)?
- Sofern man dem Konzept des Merkmalsraums folgt, sollte offen gelegt werden, welche Merkmale der Typenbildung zugrunde liegen und warum gerade diese und keine anderen für die Typenbildung herangezogen wurden. Ferner, welche Merkmale sich als besonders wichtig und trennscharf herausstellen.
- Auf welche Weise die Zuordnung von Personen zu Typen erfolgt.
- Wie sicher die Zuordnungen von Personen zu Typen sind. Handelt es sich – allgemein gesagt – um probabilistische oder deterministische Zuordnungen, das heißt liegen die Merkmale jedes Typs bei allen Individuen mit Sicherheit oder nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vor?
- Wie homogen sind die gebildeten Typen?
- Ist die gefundene Typologie auch in der sozialen Welt vorhanden, das heißt verstehen sich die Mitglieder eines Typs auch selbst als eine solche Gruppe? Sind sie sozusagen nicht nur ein Typus »an sich«, sondern ein Typus »für sich«? Wie wird gegebenenfalls diese Frage überprüft, zum Beispiel sind Schritte der kommunikativen Validierung erfolgt?

Typenbildung bietet sich als eine Strategie an, um in der qualitativen Forschung die Singularität von Einzelfällen zugunsten einer Ordnung und Strukturierung des gesamten Gegenstandsbereichs zu überwinden. Allerdings ist es notwendig, die Alltagsbezogenheit von Typenbildung zu überwinden, das bedeutet, sich der Entwicklung von Gütekriterien zuzuwenden. Die ersten Schritte in diese Richtung lauten Reflexion, Dokumentation und methodische Kontrolle. Die von Clive Seale geforderte methodische Strenge ist auch für die Typenbildung zu fordern, das heißt es ist offen zu legen und zu reflektieren, wie diese erfolgt, so dass sie auch für die *Scientific Community* (und nicht nur für diese) nachvollziehbar wird.

Literatur

- Flick, Uwe (2002), *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Reinbek.
- Grunenberg, Heiko (2001), *Die Qualität qualitativer Forschung. Eine Metaanalyse erziehungs- und sozialwissenschaftlicher Forschungsarbeiten*. Diplomarbeit FB Erziehungswissenschaften, Marburg (<http://www.g-berg.de/forschung.htm>).
- Hempel, Carl Gustav/Oppenheim, Paul (1936), *Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie*, Leiden.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann (1999), *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*, Opladen.
- Kluge, Susann (1999), *Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung*, Opladen.
- Kuckartz, Udo (2001), »Aggregation und Disaggregation in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung. Methodische Anmerkungen zum Revival der Typenbildung«, in: de Haan, Gerhard/Lantermann, Ernst/Linneweber, Volker (Hg.), *Typenbildung in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung*, Opladen.
- Preisendörfer, Peter (1999), *Umwelteinstellungen und Umweltverhalten in Deutschland. Empirische Befunde und Analysen auf der Grundlage der Bevölkerungsumfragen »Umweltbewußtsein in Deutschland 1991–1998«*, hg. v. Umweltbundesamt, Opladen.
- Seale, Clive (1999), *The Quality of Qualitative Research*, London.
- Weber, Max (1968), *Methodologische Schriften*, Frankfurt a.M.
- Weber, Max (1973), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 4. Aufl., hg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen.